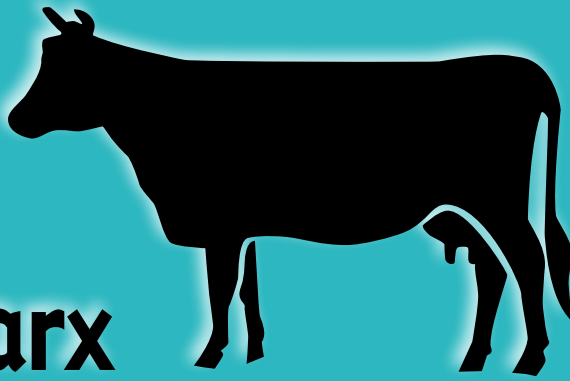


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 45
Dezember 2014



Bischof Bode in Russland



Liebe Leserinnen und Leser!

„Möge Gott Ihnen Gesundheit und ein langes Leben schenken. Ihre Hilfe bedeutet mir sehr viel, denn sie bewahrt uns vor Hunger und Kälte. Vielen Dank dafür von mir und meinen Kindern!“

So beginnt der Dankesbrief einer alleinerziehenden Mutter aus Marx an der Wolga mit ihren drei Söhnen (13, 8 und 1 ½ Jahre alt).

Sie schreibt weiter: „Wir wohnen in einer Wohnung ohne Wasser und Toilette... Die Kinder benötigen... Kleidung und Schuhe – sie wachsen schnell. Und dann müssen sie auch noch ernährt werden. An mich selber denke ich schon gar nicht mehr. Die Kinder sind oft krank und wenn einer krank ist, werden es auch die Anderen. Ihre Hilfe ist für uns ein Hoffnungsschimmer... Vielen Dank für ihre große Hilfe!“

Die politische Lage in Russland, die Frage, ob man „Putinverstehler“ sei oder nicht, überlagert den Blick auf die Lebenssituation vieler bedürftiger und in Not befindlicher Menschen in Russland.

„Eine-Kuh-für-Marx“ nimmt sich ihnen mit Ihrer Hilfe weiterhin an und verliert sie nicht aus den Augen. Sie gehen uns nicht unter im Stimmengewirr um Sanktionen und Strafmaßnahmen. Denn so ist das leider viel zu oft. Die Bevölkerung ist in der Regel das Opfer politischer Konflikte.

Allein die sich zuspitzende wirtschaftliche Lage vieler am Rande der Gesellschaft lebender Bewohner Russlands ist besorgniserregend. Sie lässt nicht selten Menschen – besonders Familien und Rentner – in existenzielle Bedrängnis geraten.

Der Rubel ist in diesem Jahr von 1:40 auf 1:60 gegenüber dem Euro gefallen. Anhand der Preise für Lebensmittel im Vergleich von 2013 zu 2014 (Stand 09/2014) will ich dies veranschaulichen:

Milch: 2013: 30 Rubel
2014: 55 Rubel

10 Eier: 2013: 28 Rubel
2014: 52 Rubel

Kg Zucker: 2013: 21 Rubel
2014: 35 Rubel

Butter: 2013: 40 Rubel
2014: 75 Rubel

Kg Kartoffeln: 2013:12 Rubel
2014:24 Rubel

Laib Brot: 2013: 17 Rubel
2014: 36 Rubel

Fleisch ist bis zu 50 Prozent teurer geworden, für Obst und Gemüse gilt das gleiche. Jetzt im Winter sind die Preise weiterhin stark steigend.

Mit großer Besorgnis, aber auch viel Tatendrang werden wir mit unseren russischen Partnern alles daran setzen, auch in Zukunft viele Menschen zu unterstützen, damit



Foto: Jannis Steffan.

sie eine Lebensperspektive haben.

Für Ihre Unterstützung im nun zu Ende gehenden Jahr bedanke ich mich besonders herzlich. Ihre Spendenbereitschaft hat auch in diesem Jahr nicht nachgelassen. Viele von Ihnen sind schon sehr lange mit uns verbunden. Dies ist ein starkes Zeichen Ihres Vertrauens in unsere Arbeit. Dafür sage ich „DANKE“!

Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie Zufriedenheit und Gesundheit im kommenden Jahr.

Ihr Ottmar Steffan

Editorial	3
Grußworte der Bischöfe	
In der Weite Russlands christliche Nähe	5
Ich habe einen Bruder kennengelernt, der sich für das interessiert, was uns wichtig ist.	7
Bischof Bode in Russland	
Besuch bei „Tante Beate“ mit Bischof Bode	9
Katholiken in Russland – wie leben sie als Minderheit?	13
Herzlich, handfest, fröhlich, zupackend	19
Kuh-Projekt	
Über 470 Kuh-Spenden	20
Plakat - Bischof Bode in Russland	22
Spielplatzbau in Barnaul	
Ein Spielplatz für Barnaul – „Wo die Freundschaft stark ist, gibt es gute Dinge“	24
Friedensworkcamp im Kaukasus	
Die Sprache der Frösche oder wie wir mit den eigenen Händen Frieden schaffen	29
Familienhilfe	
Hilfe tut Not!	32
Ende gut – alles gut!?	33
Klosterbauer-Einsatz	
Klosterbauer im Einsatz in Uljanowsk	34
Friedensarbeit	
Der Ukraine-Russland-Konflikt	37
Kurznachrichten	
Augenblick mal	39
Zahlen, Zahlen, Zahlen	40
Impressum - Spendenformular	
Wir über uns	42



In der Weite Russlands christliche Nähe

Grußwort von Dr. Franz-Josef Bode

„Eine Kuh für Marx“ – Immer wieder habe ich die spannenden Berichte über die Aktion, die dieser Zeitung den Namen gegeben hat, gelesen. Ebenso die interessanten Informationen über ein mir unbekanntes Land. Da wurde es höchste Zeit, dass ich selbst einmal die guten Früchte unserer Russlandhilfe in Augenschein nahm und Bischof Pickel besuchte.

Im Juli war ich eine Woche in seinem Bistum. Ich habe Orte

der Zuwendung zu Notleidenden besucht und Projekte, an denen seit zehn Jahren auch junge Leute aus unserem Bistum im Freiwilligendienst mitwirken (bisher 44); ich bin Menschen begegnet, die sich verantwortlich für die örtliche Caritas einsetzen; ich habe Gedenkorte des 2. Weltkriegs aufgesucht („Stalingrad“), und auch ein Zusammentreffen mit der russisch-orthodoxen Kirche und der Besuch einer Moschee waren sehr beeindruckend. Der or-

thodoxe Erzbischof von Kasan hat uns sehr freundlich empfangen und mir ein wertvolles Abbild der berühmten Muttergottes von Kasan geschenkt. Der Mufti der tatarischen Muslime lud uns zum abendlichen Fastenbrechen im Monat Ramadan ein. Die Mauer des schönen Kreml (Burgbereich) von Kasan umfasst eine riesige Moschee und eine wunderbare orthodoxe Kirche. Die katholische Kirche bemüht sich dort um gute Kontakte zu den orthodoxen Mit-



Bischof Bode (rechts) u. Pater Diogenes (links) zu Gast beim Mufti von Kazan. Fotos (S. 5 und 6): Ottmar Steffan.

christen wie zu den Muslimen. Aber auch viele Fragende und von Religion Entfremdete suchen in der katholischen Kirche Heimat und finden zu Glaube und Taufe.

Meistens hören wir von Russland nur in schwierigen politischen Zusammenhängen und Auseinandersetzungen. Dabei vergessen wir manchmal die Menschen vor Ort in ihrer Armut und Not, vergessen auch die, die in den großen Weiten des Landes als kleine Gruppen den katholischen Glauben leben. Wichtig war mir die persönliche Begegnung mit den Menschen und ihrer Situation. Und ebenso wichtig ist mir die Wertschätzung einer Solidarität und Hilfe, die in der Caritas von Osnabrück besonders durch Ottmar Steffan und Sabine Hahn beachtlich gewachsen ist. Wie ich

auch bei anderen Reisen – zuletzt nach Indien – erleben durfte, brauchen wir diesen Blick in die weltweite Kirche, vor allem dorthin, wo sich Menschen unter schweren Bedingungen und in kleinen Zahlen um einen lebendigen Glauben bemühen. Dieser Glaube hat mich in Russland tief beeindruckt, zumal er in hervorragender Weise Liturgie, Katechese und Zuwendung zu den Armen miteinander verbindet.

Zwischen der großen orthodoxen Kirche, den tatarischen Muslimen und den vielen, denen der Glaube in den Jahren der Sowjetherrschaft verloren gegangen ist, wirkt die winzige Gruppe der Katholiken – 20.000 in einem Gebiet doppelt so groß wie Deutschland – intensiv. Sie sät die Saat des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ins Land. In vielen Herkunftsn und

Nationen lebt diese Kirche das Evangelium, einfach und den Menschen zugewandt, wie unser Papst Franziskus es sich so sehr für unsere Kirche wünscht.

Auch Frau Dr. Regina Wildgruber, die sich um die weltweiten Beziehungen unserer Diözese – besonders auch durch die jungen Freiwilligen – kümmert, konnte sich von der guten Zusammenarbeit unseres Bistums und Russlands überzeugen. Und Schwester Karola von Kloster Nette hatte Gelegenheit, die Beziehung ihres Ordens zu den Schwestern in der Diözese Saratow zu vertiefen.

In der Weite Russlands viel menschliche Nähe, in der Kälte Russlands viel menschliche Wärme, in der (Sommer-)Hitze Russlands gute Orte des Aufatmens. Danke für dieses Erlebnis.

Bischof Dr. Franz-Josef Bode



Ich habe einen Bruder kennengelernt, der sich für das interessiert, was uns wichtig ist.

Grußwort von Bischof Clemens Pickel

Vom 19. bis 21. Juli hatte ich seltenen Besuch in Saratow. Selten – weil sich Ausländer in Russland wirklich nicht oft in unsere südrussische Provinz verirren. Ausländer besuchen Moskau und Sankt Petersburg, also die Städte, die noch mit Direktflügen zu erreichen sind, in denen man Geld verdienen kann und von de-

nen wir scherzhaft tiefsinnig sagen, dass sie nicht Russland sind.

Selten war jener Besuch aber auch, weil es das erste Mal seit unserer ungeschriebenen, jetzt 16jährigen Bistumspartnerschaft war, dass Bischof Bode persönlich dabei war. Zu viert stiegen sie am Morgen aus dem Zug, der ungewöhnlicher Weise zu

früh eintraf. Schwester Karola von den Netter Schwestern war hauptsächlich dabei, weil ihre Gemeinschaft Schwestern bei uns im Bistum unterstützt. Frau Wildgruber war von Berufs wegen dabei, aber auch mit dem Herzen. Der Vierte im Bunde war natürlich Ottmar Steffan, dem wir die Initialzündung vor 16 Jahren verdanken, und vieles mehr.



Ein Ständchen für die Bischöfe: die Kinder des Marxer Kinderzentrums Bethlehem. Fotos (S.7 und 8): Ottmar Steffan.

Ich muss zugeben, dass ich die deutschen Bischöfe wenig kenne, und dass ich viel öfter über sie lese, als dass ich ihnen begegne. Sogar mit Bischof Bode war es so, trotz der inzwischen vielfältigen Beziehungen in sein Bistum. Erst durch jene Tage in Saratow und Marx haben wir uns persönlicher kennengelernt. Und darüber freue ich mich sehr. Denn ...

Ich habe einen Mitbruder (das ist Kirchendeutsch), ich habe einen Bruder kennengelernt, der sich für das interessiert, was uns wichtig ist. Das war sehr schön. Journalisten, aber auch Christen aus den eigenen Reihen, schauen oft nur auf die Verwaltungsfähigkeiten (und vermeintlichen -fehler) der Bischöfe. Ich durfte in aller Ruhe einen Mann erleben, der Geistlicher ist, der Geist und Humor

hat, dem der Andere wichtig ist, und nicht etwa von Berufs wegen. Solche Begegnungen machen auch mich wieder aufmerksamer, denn der Alltags-trott kann einen mit der Zeit schon manchmal unbemerkt „ablenken“.

Kurz – es ging herzlich zu in jenen Tagen, die nebenbei auch Hoffnungen bestärkten, denen man – wenn man das Leben hier in Russland gewohnt ist – eigentlich und trotz allem nicht traut: nämlich, dass es weiter geht, konkret mit unserer Bistumspartnerschaft, die nie ein Strohfeder sein sollte. Der Besuch unserer Gäste hier an der Wolga (alle besuchten Städte lagen am Fluß) war wie eine Erneuerung des Versprechens, in Verbindung zu bleiben. Und das war viel deutlicher als ein

geschriebener Vertrag. Danke von Herzen.

Clemens Pickel



„Esst Kinder, esst“ – hungrig geht bei Tante Beate keiner vom Tisch. Foto: Ottmar Steffan.

Besuch bei „Tante Beate“ mit Bischof Bode

Mehrmals im Jahr fährt Ottmar Steffan nach Russland. Von Berufs wegen, denn er ist beim Diözesancaritasverband Osteuropareferent. Mit Bischof Franz-Josef Bode hatte er diesmal einen prominenten Begleiter.

von Matthias Petersen

Wenn Ottmar Steffan in Marx an der Wolga ist, dann darf ein Besuch bei „Tante Beate“ nicht fehlen. Beate Fix und Ottmar Steffan kennen sich seit die Osnabrücker Caritas Hilfestellung in Südrussland leistet.

Natürlich muss auch Bischof Bode Beate Fix kennenlernen. Mit dabei sind noch Regina

Wildgruber, die die Abteilung Weltkirche im Bischöflichen Generalvikariat leitet und deshalb auch den Kontakt zu den jungen Leuten sucht, die als Freiwillige des Bistums in der ganzen Welt unterwegs sind. Außerdem Schwester Karola von den Netter Schwestern, die zurzeit argentinische Schwestern in Ul-

janowsk und Kasan unterstützen.

„Tante Beate“ hat aufgetischt, wie sie es immer tut, wenn Besuch kommt. Es ist diese Gastfreundschaft, die der Gruppe überall in Russland begegnet und die Bischof Bode nach seiner Rückkehr besonders hervorhebt. Beate Fix gehört zur Gruppe der Russlanddeutschen,



Eine nachdenkliche Regina Wildgruber findet auf den Gedenksteinen in der Steppe bei Wolgograd ihren Familiennamen eingemeißelt. Foto: Ottmar Steffan.

die ein hartes Leben hinter sich haben. Glücklicherweise lebten sie Anfang der 1930er Jahre in einer eigenen Republik an der Wolga, gelangten am Ende des Zweiten Weltkriegs mit den deutschen Truppen Richtung Westen, wurden von den Sowjets aber nach Sibirien deportiert. Nach Stalins Ende durften sie später irgendwo in der UdSSR neu beginnen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs siedelten viele nach Deutschland über.

„Wer Russland besucht, dem begegnet die Geschichte dieser Russlanddeutschen unmittelbar, der erkennt, wie viel sie gelitten

haben“, sagt Bischof Bode. „Dort waren sie die Deutschen, hier bei uns dann die Russen“, fügt er hinzu. Überhaupt sei das Land gar nicht weit entfernt, nur wenige Flugstunden. „Und dann ist man schon mittendrin in der Geschichte und der Kultur des Landes und Europas.“

Berührend der Auftakt zur Reise. In Wolgograd, dem früheren Stalingrad, ist die erste Station. Hier sind Hunderttausende Soldaten im Zweiten Weltkrieg gefallen. Die Gäste besuchen einen Soldatenfriedhof und der Bischof denkt an aktuelle Konflikte in der Ukraine und im

Heiligen Land. „Eigentlich hat die Menschheit aus der Geschichte nichts gelernt“, sagt er, und die Fassungslosigkeit und die Ohnmacht sind ihm deutlich anzumerken.

Dann der Blick in die Stadt, auf ihre Hochhäuser. „Sie haben die Städte selbst zur Steppe gemacht“, urteilt der Bischof. An der Bauweise sehe man deutlich, dass der Mensch als Individuum gar nicht mehr ernstgenommen werde. Doch direkt kommt Bode auf das Engagement der kleinen katholischen Gemeinde zu sprechen. „Von einer Handvoll Leuten wird



Welche Perspektive haben diese Kinder aus dem Wolgadorf Stepnoje wohl?
Foto: Ottmar Steffan.

Menschen geholfen, das sind echte Zeichen der Menschlichkeit. Sie leisten etwas, was sonst kaum getan wird.“ Die Caritas hat in mehreren Städten Zentren für Kinder und Mütter eingerichtet, außerdem kümmert sie sich um Obdachlose.

Weiter geht es zu Bischof Clemens Pickel. Seit Anfang der 90er Jahre ist der Geistliche, der aus dem Bistum Dresden-Meißen stammt, im Osten aktiv. Zuerst war er Kaplan in Tadschikistan, dann Pfarrer in Marx, bald darauf wurde er zum Bischof ernannt. Schnell nahm er Kontakt nach Deutschland

auf und suchte Unterstützer. „Es ist schön zu sehen, wie er unter den Menschen lebt, welches Gespür er für die Menschen hat“, sagt Bischof Bode und lobt zugleich Pickels Einsatz für Liturgie, Gebet und Katechese, für die Zuwendung zu Armen und Kranken. „Das ist ein gutes Zusammenspiel, damit hat er vielerorts Gemeinden gebildet.“ Und noch etwas lobt der Amtsbruder aus Osnabrück: „Der ganze Einsatz wird nicht an die große Glocke gehängt.“

In Russland ist alles extrem: Im Winter sinken die Temperaturen bis zu minus 40 Grad, im Som-

mer sind es 30 bis 35 Grad. Das alles ohne lange Übergangszeiten. „Das prägt die Menschen“, sagt Bischof Bode. „Sie müssen viel aushalten.“

Viel aushalten muss auch die kleine Gemeinde in Stepnoje, einem Dorf in der Steppe, eine runde Autostunde von Marx entfernt. In den 1990er Jahre wurde es errichtet, als der Strom der Spätaussiedler nach Deutschland immer größer wurde. Das Dorf sollte ein Anreiz sein, in Russland zu bleiben und nicht auszusiedeln. Heute ist es ein Dorf ohne Perspektive. Wer hier lebt, will so schnell wie möglich weg. Zuerst verlassen die Männer den Ort, denn Arbeit gibt es hier nicht. Sie ziehen in die Städte, Mütter und Kinder bleiben zurück.

Die blau gestrichene Kapelle auf dem trostlosen Dorfplatz scheint heute zu strahlen. „Zwei Bischöfe zusammen am Altar – das war für die Menschen in Stepnoje sicherlich ein besonderes Erlebnis“, sagt Bischof Bode. Es ist Sonntag und es wird das Evangelium vom Senfkorn gelesen. „Die Gemeindemitglieder bringen hier die Saat aus; es sind viele kleine Senfkörner“, lobt der Bischof den Einsatz.

In Uljanowsk erlebt Bischof Bode eine Priestergruppe aus Argentinien. Er ist erstaunt, dass sie sich ganz bewusst aus Lateinamerika verabschiedet haben, um eine Zeit in Russland zu leben. „Sie setzen sich sehr für die Menschen ein“, lobt er und erwähnt auch die Ordensschwester, die vielerorts in Russland aktiv sind: „Sie bilden



Andächtig zünden Bischof Bode und Pater Diogenes ihre Kerzen vor dem Abbild der Kazaner Madonna an. Foto: Ottmar Steffan.

für die Menschen einen festen Anziehungspunkt und schaffen viel Vertrauen.“

Offiziell geht es dann bei der letzten Station der Reise zu, der Bischof tritt in vollem Ornat auf. In Kasan gilt es, Erzbischof Anastasij gegenüberzutreten, der die russisch-orthodoxe Kirche vertritt. Abends geht es dann zum Mufti, denn Kasan ist die Hauptstadt der Tataren, die

wiederum muslimisch geprägt sind. 1,3 Millionen Menschen leben hier, sie kommen gut miteinander aus, ein schönes Bild für das Miteinander der Religionen und Konfessionen. Bischof Bode betet vor dem Bild der Muttergottes, das Papst Johannes Paul II. der orthodoxen Kirche zurückgegeben hat.

Russland bleibt das Land der Gegensätze. Kälte im Winter,

Hitze im Sommer. Die Hitze hat der Bischof jetzt erlebt. Ob er noch einmal nach Russland wollte? Er wiegt mit dem Kopf und sagt: "Russland im Winter würde mich sicherlich auch reizen.“ Er darf damit rechnen, dass ihn Ottmar Steffan bald wieder zur Mitreise einlädt.



Die katholische Kirchengemeinde in Uljanowsk reiht sich zum Gruppenfoto mit den Osnabrücker Gästen auf.
Foto: Ottmar Steffan.

Katholiken in Russland – wie leben sie als Minderheit?

Regina Wildgruber, „die Bischöfliche Beauftragte für die Weltkirche“ im Bistum Osnabrück, hat das Bistum Südrussland besucht und mit Menschen gesprochen, für die ihre Religion eine besondere Sprache ist.

Morgenandachten vom 1. bis 6. September 2014: „Katholiken in Russland“ von Dr. Regina Wildgruber, Osnabrück, auf NDR Info und NDR Kultur (www.ndr.de/kirche)

Montag, 1. September – Diaspora

„Katholiken in Russland, gibt es die überhaupt?“ Das fragen mich Freunde und Bekannte, bevor ich zu meiner Reise in das katholische Bistum Südrussland aufbreche. Katholiken in Russland? Die Frage ist nicht ganz unberechtigt. Bei Russland denkt man doch eher an die russisch-orthodoxe Kirche mit ihren farbenprächtigen Gewändern, den feierlichen Gottes-

diensten und den beeindruckenden, mehrstimmigen Gesängen. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung in diesem riesigen Land gehört der katholischen Kirche an. Seit Anfang der 90er-Jahre gibt es Kontakte zwischen dem Bistum Osnabrück und dem Bistum Südrussland. Es ist eines der insgesamt vier katholischen Bistümer in Russland. Zum Bistum gehören Städte wie Wolgograd, Saratow, Marx, Uljanowsk oder Samara. Wer hier für die Kirche arbeitet, muss gerne Auto fahren.

Die ersten Katholiken in dieser Region waren Deutsche, die sich vor über 200 Jahren auf Einladung der Zarin Katharina an der Wolga niederließen. Auf den fruchtbaren Böden weit im Osten Europas wollten sie Landwirtschaft betreiben. Nach dem Ende der sowjetischen Wolgarepublik 1941 mussten die Deutschen diese Gebiete verlassen. Ihre evangelischen und katholischen Kirchen blieben zurück und wurden anders genutzt, etwa als Lagerhalle. Vor 25 Jahren kehrten einige

Russlanddeutsche an die Wolga zurück. Sie waren eine Keimzelle für die heutige katholische Kirche in Südrussland. Andere Gemeinden bestehen mehrheitlich aus Armeniern. Manche Frauen und Männer sind katholisch, weil sie aus litauischen, polnischen oder ukrainischen Familien stammen. Und manche haben sich erst in den vergangenen Jahren der katholischen Kirche angeschlossen. Hinzu kommen Ordensleute und Priester aus Polen, Deutschland, Italien, der Slowakei, der Ukraine, aus Indonesien, Peru und Argentinien.

Bei meinem Besuch in Südrussland begegne ich einer bunten Kirche mit unterschiedlichsten sprachlichen, kulturellen und spirituellen Traditionen, einer Kirche, die sich in einer extremen Minderheitensituation nicht abgrenzt und zurückzieht, sondern sichtbar mitten unter den Menschen lebt. Es ist eine Kirche, die bei den Menschen ist, die am Rand stehen, bei Kindern, deren Familien zerbrechen, bei alten Menschen, die mit der Pflege ihrer Angehörigen überfordert sind. Eine Kirche, die unaufdringlich, aber klar von der Hoffnung Zeugnis gibt, die sie erfüllt.

Dienstag, 2. September – Namen über Namen

Familiennamen üben auf mich eine besondere Faszination aus. In einer Rubrik unserer Zeitung wird jeden Tag ein Familienname aus der Region vorgestellt. Ich erfahre, was der Name bedeutet, worauf er zurückgeht und wo er herkommt. Einer unüberblickbaren Zahl an Namen bin ich vor kurzem in einem

ganz anderen Zusammenhang begegnet: Auf einer Reise durch das südliche Russland konnte ich das heutige Wolgograd besuchen. Vor gut 80 Jahren trug die Stadt einen anderen Namen: „Stalingrad“. Er ist verbunden mit einer Schlacht zwischen der Deutschen Wehrmacht und der Roten Armee im Winter 1942/43. In ihrem Verlauf verloren über 70.000 Menschen ihr Leben.

Vor den Toren der Stadt liegt heute ein Friedhof für die toten deutschen Soldaten. Ihre Überreste wurden auf einem Feld bestattet, das von einem großen Mauerrund umgeben ist. Darauf eingraviert: Namen. Die meisten der toten Soldaten konnten nicht mehr bestattet werden. Ihre Namen finden sich auf großen Steinwürfeln, hunderte, tausende von Namen. Der Wind fegt über die trockene Steppe. Wir schreiten an den Steinen entlang, berühren sie, lesen die Namen. Alltägliche Namen, vertraute, ungewöhnliche, manche auch skurril. Und kein einziger in unserer kleinen Besuchergruppe, der nicht den Namen der eigenen Familie auf den Steinen vor Wolgograd findet. Was hat es für einen Sinn, tausende und abertausende Namen von Menschen aufzuschreiben, die seit über 70 Jahren tot sind?

An einem Ort, den kaum ein Mensch besuchen kann, der die Toten gekannt hat, sie geliebt und um sie geweint hat? Meinen eigenen Familiennamen dort zu lesen, mitten in der südrussischen Steppe, hat mich sehr berührt. Die beiden jungen Männer, deren Namen und Lebensdaten auf den Steinen vor Wolgograd eingraviert sind, waren

nicht mit mir verwandt. Ich weiß nichts über ihre kurze Lebensgeschichte. Trotzdem habe ich ihre Namen fotografiert und sie so auf der Speicherkarte meiner Kamera nach Hause getragen (s. Foto S. 10).

Die Namen mitten in der Unwirtlichkeit der Steppe sind ein stummer Protest gegen die menschenverachtende Maschinerie des Krieges. Sie finden sich nicht damit ab, dass ein einzigartiger Mensch in der anonymen Masse der Gefallenen untergeht. Sie sind für mich Mahnmal und Zeugen der unverhandelbaren Würde des Menschen.

Mittwoch, 3. September – Besondere Sprache

Die alte Ordensfrau erzählt und erzählt und ich kann mich kaum aus ihrem Bann reißen. Schon im Gottesdienst war sie mir aufgefallen: ihre vom Alter etwas gebeugte Gestalt, das Gesicht voller Runzeln, die hellwachen blauen Augen. Und jetzt sitze ich beim Kaffeetrinken nach der Sonntagsmesse im Städtchen Marx an der Wolga neben ihr und lausche fasziniert: Die Kindheit hat sie in einem deutschen Dorf in der Ukraine verbracht, während des Krieges ist sie nach Brandenburg umgezogen, danach mit der Familie nach Sibirien deportiert worden. Von dort kam sie, wie viele andere Russlanddeutsche auch, nach Tadschikistan. Und als dort der Bürgerkrieg ausbrach, zog sie schließlich an die Wolga, in die ehemaligen deutschsprachigen Gebiete. Ihr russlanddeutscher Dialekt hat einen Klang, den ich so nie zuvor gehört habe. Sie erzählt unglaubliche Geschichten, über



Regina Wildgruber ist von Schwester Flora und ihrer Lebensgeschichte beeindruckt. Foto: Ottmar Steffan.

die Zeit in Sibirien, als die Familie kurz vor dem Hungertod stand. Sie könnte noch ganz andere erzählen, über das Glaubensleben der Russlanddeutschen und über ihr Leben als Ordensfrau im Untergrund. Als junge Frau hat sie sich heimlich der Ordensgemeinschaft angeschlossen, niemand durfte davon wissen. Tagsüber haben die Schwestern in ganz normalen Berufen gearbeitet, in Fabriken, als Krankenschwestern oder Schneiderinnen. Nachts haben sie sich getroffen

dienst zu feiern und den Glauben weiterzugeben. Die katholische Kirche existierte in der Sowjetunion als verborgenes Netzwerk. Noch heute, mit weit über 80 Jahren, strahlt diese Schwester eine positive Kraft aus, der man sich kaum entziehen kann: bodenständig, unerschrocken, humorvoll. Wie die Schwestern in Marx hat auch der tschechische Philosoph und Priester Tomas Halik die Erfahrung des Christseins im Untergrund gemacht. Heute setzt er sich in seinen Büchern damit auseinander, welche Rolle

Glaube und Religion in einer säkularen Gesellschaft spielen können. Für Tomas Halik ist Religion eine besondere Sprache. Menschen, die mit ihr vertraut sind, können mit ihrer Hilfe formulieren, was sie existenziell bewegt und sich darüber austauschen. Im Sprachraum einer Religion ist es möglich, verbindliche Ausdrucksformen für Freude und Hoffnung, Trauer und Angst zu finden.

Die Schwestern in Marx haben ihr Leben dafür eingesetzt, dass diese Sprache nicht verloren geht. Sie haben Menschen ermutigt, diese Sprache zu sprechen, ihre Sprachfähigkeit zu erhalten und die Sprache der Religion als Alphabet des Lebens an ihre Kinder weiterzugeben.

Donnerstag, 4. September – Mahl halten

Das Haus hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Ich hatte eher eine Wohnung in einem Plattenbau vor Augen. Ich bin mehr als überrascht, als ich nun das erste Mal die Unterkunft der Freiwilligen besuche, die Jahr für Jahr aus dem Bistum Osnabrück nach Wolgograd kommen: Vor mir steht kein Wohnblock mit vielen Stockwerken und einer anonymen Fassade, sondern ein altes Haus mit einem großen Nutzgarten. Im Inneren führt eine Holzterrasse nach oben, an den hohen Decken ist Stuck zu erkennen.

Hier lebt die Gemeinschaft Johannes XXIII., eine kleine geistliche Bewegung aus Italien. Zur Hausgemeinschaft in Wolgograd gehören neben dem Hausleiter drei weitere Männer und der junge Mann aus unse-



Abendessen in der Gemeinschaft Johannes des XXXIII in Wolgograd – italienisches Flair mitten in Russland.
Foto: Ottmar Steffan.

rem Bistum. Heute Abend ist die Tischrunde groß: Außer uns Besuchern aus Deutschland ist auch noch die Gemeinschaft aus dem 200 Kilometer entfernten Elista zum Essen gekommen. Wir sitzen zusammen am großen Tisch auf der Veranda und essen süditalienische Pasta mit Tomaten, Basilikum und einer kräftigen Prise Knoblauch: Frauen und Männer, Menschen mit und ohne Behinderung, Russen, Italiener und Deutsche, ein ehemaliger Straftäter, der sein halbes Leben im Gefängnis verbracht hat und unser junger Freiwilliger, der ein Jahr seiner Lebenszeit für einen sozialen Dienst hergeschenkt hat. Das Gespräch geht hin und her, über Gott und die Welt. Nach dem Essen spielt ein junger Musiker ein modernes Stück auf der Flöte. Vor fünf Jahren wurde er getauft und gehört seitdem zum Freundeskreis der Gemein-

schaft, die den Namen des götlichen Papstes trägt.

So muss es sich angefühlt haben, wenn Jesus Mahl gehalten hat, denke ich. Es war eine ähnlich bunt zusammen gesetzte Runde, die sich um einen Tisch versammelt hat. Im Evangelium fordert Jesus seine Jüngerinnen und Jünger auf, für das Reich Gottes alles hinter sich zu lassen: Brüder und Schwestern, Vater und Mutter. Und er verspricht ihnen, dass sie all das, was sie aufgegeben haben, um ein Vielfaches zurückbekommen - nicht in einem Jenseits, sondern in diesem Leben. Heute Abend sitze ich mit Menschen zusammen, die der Aufforderung Jesu gefolgt sind. Sie haben alle Bindungen hinter sich gelassen, um nach Russland zu gehen und dort mit Benachteiligten wie in einer Familie zusammenzuleben. Ich sehe, fühle und schmecke, wie die Verhei-

ßung Jesu für sie wahr geworden ist.

Freitag, 5. September – Briefe

Wolgograd, eine russische Millionenstadt wie viele andere. Breite, rechtwinklige Straßen, hohe Wohnblöcke, die vielen Menschen modernen Wohnraum bieten, dazwischen immer wieder niedrige Holzhäuschen mit geschnitzten Fensterrahmen und bunten Verzierungen. Als Stalingrad ist diese Stadt in das kollektive Gedächtnis Europas eingegangen. Die Schlacht um Stalingrad im Winter 1942/43 war einer der Wendepunkte des Zweiten Weltkriegs. Heute erinnern überall in den Straßenzügen Gedenkstätten an Belagerung und Hunger, Flucht und Häuserkampf. So erhebt sich in riesigen Dimensionen die Frauengestalt „Mamaev Kurgan“ - zu Deutsch „Mütterchen Hei-



„Unabgeschickte Briefe der deutschen Soldaten“ Foto: Ottmar Steffan.

Menschlichkeit mitten im menschenfeindlichen Wahnsinn des Krieges zu bewahren. Sie sind auf unspektakuläre Weise ein Mahnmal für den Frieden.

Samstag, 6. September – Kerzen anzünden

Kasan strahlt. Die Hauptstadt der russischen Teilrepublik Tatarstan überrascht mich mit frisch renovierten Häusern, einem gepflegten Park im Stadtzentrum und dem Kreml, einer Stadtfestung mit vielen historischen Gebäuden. Die orthodoxe Kirche mit ihren goldenen Kuppeln und die in Blautönen gehaltene Moschee stehen in Kasan Seite an Seite.

Auch im Inneren wirkt die Kirche neu. Die Ikonostase, eine mit Ikonen geschmückte Wand, die den Altarraum von der übrigen Kirche abgrenzt, reicht bis zur Decke. Der leuchtende goldene Hintergrund der Ikonen lässt die Kirche in einem warmen Licht erstrahlen. Wie viele andere russische Kirchen ist auch diese Kirche erst in den vergangenen Jahren wiederhergestellt worden.

Heute ist sie gut besucht. Touristengruppen lassen sich von ihren Reiseleitern die Architektur des Kirchenbaus und die Darstellungen auf den Ikonen erklären. Frauen, die nach Art der orthodoxen Christen ihr Haar mit einem Kopftuch bedeckt halten, bleiben vor den Ikonen stehen, küssen sie und zünden eine der langen, nach Honig duftenden Bienenwaxkerzen an.

mat“ über einen Hügel, auf dem allein 30.000 Soldaten ihr Leben verloren haben.

Andere Gedenkorte sind weniger offensichtlich. Neben einem Supermarkt führt eine Treppe in einen Keller. Hier, im ehemaligen Bunker des deutschen Generalfeldmarschalls, ist heute ein kleines Museum eingerichtet, das an die Zeit der Belagerung erinnert. Neben Einrichtungsgegenständen, Waffen, Flugblättern und Karten finden sich auch Briefe von gefallen Soldaten. Auf einer Pinnwand kann ich einige lesen: Briefe, die die Soldaten von zu Hause erreichten, Antworten, die sie nicht mehr abschicken konnten. Eine junge Mutter beschreibt ihrem Mann den beschwerlichen Alltag, sie erzählt vom Nikolausabend und davon, dass kein Geld da war, um den Kindern Geschenke zu kaufen. Ein Sohn bedankt sich bei seinen Eltern

für Nachrichten von Zuhause und Zigaretten. Ein junger Mann bringt die Sehnsucht nach seiner Verlobten zu Papier, ein verheirateter Mann bittet seine Frau, Ersatz für den verlorenen Ehering zu besorgen.

Ich staune darüber, dass diese Briefe überhaupt aus den Trümmern des Schlachtfeldes von Stalingrad gerettet wurden. Mit ihrem banalen Inhalt und ihrer ungelungen Sprache stehen sie in einem kaum vorstellbaren Kontrast zu der Umgebung, in der sie abgefasst wurden. Ihre Verfasser waren keine Widerstandskämpfer. Als Soldaten der Deutschen Wehrmacht haben sie – freiwillig oder unfreiwillig – Hitlers Krieg gegen Russland unterstützt. Und doch empfinde ich die unabgeschickten Briefe der Soldaten als eine Form des Widerstands. Sie wirken auf mich wie verzweifelte Versuche, sich ein kleines Stück



Eine Kerze anzünden kann ein wortloses Gebet sein. Schwester Karola und Regina Wildgruber vor dem Abbild der Kazaner Madonna. Foto: Ottmar Steffan.

Ich bin überrascht, als ich erfahre, dass hier nur einige wenige Gottesdienste im Jahr stattfinden. Nach dem religiösen Traditionsabbruch während der Sowjetunion leuchten heute überall in Russland die frisch vergoldeten Zwiebelhauben von orthodoxen Kirchen und Klöstern. Die religiöse Praxis scheint aber nicht Schritt zu halten mit der Wiederherstellung der religiösen Gebäude. Nur wenige besuchen in Russland Gottesdienste.

Ich beobachte die Menschen in der Kirche, wie sie nach den Kerzen greifen, sie entzünden und in den Ständer zu den be-

reits brennenden Kerzen stellen. Oft verweilen sie noch einen Moment, versunken in Gedanken oder vielleicht in ein kurzes Gebet. Die Kirchenbesucher in Kasan lassen sich ansprechen von der Möglichkeit, das, was sie existentiell bewegt, mit der symbolischen Handlung des Kerzenanzündens zum Ausdruck zu bringen.

Die brennende Kerze ist ein Symbol, das Christen auf der ganzen Welt miteinander verbindet. Keine Osterfeier, keine Taufe ohne dieses Zeichen. Die Flamme der Kerze steht für Licht in der Dunkelheit, für

Wärme, Kraft und Energie, für Leben, das stärker ist als Zerstörung und Tod. Eine Kerze anzuzünden kann ein wortloses Gebet sein, ein Ausdruck von Hoffnung und Vertrauen.

Um eine Kerze anzuzünden muss man nicht getauft sein. Man muss sich nicht sicher sein, ob und was man glaubt. Man muss nicht gelernt haben zu beten. Diese wortlose Geste steht jedem Menschen offen.

Hinweis: Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke benutzt werden. Jede andere Verwendung ist nur mit Zustimmung des Katholischen Rundfunkreferats zulässig.

Herzlich, handfest, fröhlich, zupackend

Begegnung mit den Schwestern der Kongregation der „Dienerinnen des Herrn und der Jungfrau Maria von Matará“

von Schwester Karola

Vieles hat mich während unserer Russlandreise beeindruckt und wirkt noch nach: Die herzliche Aufnahme überall, die Begegnung mit Schwestern und Priestern aus ganz verschiedenen Ländern der Welt, ihr Einsatz und ihre Glaubensfreude, das Engagement der Caritas für die Armen, die kaum jemanden haben, der sich um sie kümmert, die Erzählungen von Russlanddeutschen über ihr Schicksal und ihre Treue zum Glauben.

Ein besonderes Erlebnis war es für mich, in Uljanowsk und Kazan die Schwestern der Kongregation der „Dienerinnen des Herrn und der Jungfrau Maria von Matará“ persönlich kennenzulernen. Durch Bischof Pickel war der Kontakt zwischen diesen Schwestern und unserer Gemeinschaft zustande gekommen. Grüße waren hin und her gegangen, Fotos, Berichte über die Arbeit der Schwestern, kleine Geschenke, das Versprechen, einander im Gebet mitzutragen. Um den Schwestern mehr Freiraum für ihre pastorale Arbeit zu geben, unterstützen wir die Konvente in Uljanowsk und Kazan auch finanziell.



Uljanowsker und Osnabrücker Schwesternverbindung. Foto: Ottmar Steffan.

Die „Dienerinnen des Herrn und der Jungfrau von Matará“ sind eine relativ junge Ordensgemeinschaft, erst 1988 wurde sie in Argentinien gegründet. Die Gemeinschaft ist sehr schnell gewachsen. Heute gehören ihr schon über 1300 Schwestern in der ganzen Welt an. Sie sehen es als ihre besondere Aufgabe an, das Evangelium in die Welt zu tragen. Daher widmen sie sich insbesondere der Verkündigung des Wortes Gottes in all ihren Formen, z.B. durch den Dienst in den Pfarreien, durch Einkehrtage, Religionsunterricht, caritativen Einsatz. Sie gehört zur von P. Carlos Miguel Buela gegründeten Ordensfamilie vom fleischgewordenen Wort (IVE), der auch noch eine Ordensgemeinschaft für Männer und eine Laiengemeinschaft angeschlossen ist.

Ein wenig hatte ich mir die Schwestern von den Bildern und Erzählungen her auch so vorgestellt: Herzlich, handfest, fröhlich, zupackend. Die Schwestern stammen aus verschiedenen

Ländern: aus Peru, Argentinien, Russland und der Ukraine.

In Uljanowsk sind die Schwestern in der Gemeinde tätig. Wir merkten schnell, wie sehr sie mit den Gläubigen dieser überwiegend armenisch geprägten Gemeinde verbunden sind. Das Schwesternhaus dort ist ein altes Gebäude, mit viel Sanierungsbedarf. Als wir es besuchten, waren Handwerker im Einsatz, um zumindest die wichtigsten Renovierungsarbeiten vorzunehmen. Auch in Kazan arbeiten die Schwestern in der Gemeinde, dort befindet sich zudem noch das Noviziat der russischen Ordensprovinz. Zwei junge Frauen sind in der Ausbildung zur Ordensschwester. Regina Wildgruber und ich waren in Kazan in der Wohnung der Schwestern untergebracht, außerdem waren wir an einem Nachmittag im Noviziat eingeladen. So war Gelegenheit, sich etwas mehr kennenzulernen.

Es wäre schön, wenn es irgendwann einmal einen Gegenbesuch in Kloster Nette geben könnte.

Über 470 Kuh-Spenden

Das bekannteste Projekt unserer Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ ist das Kuhprojekt. Vor 15 Jahren begonnen, hat dieses Projekt bereits über 470 Familien geholfen, sich mit einer Kuh aus ihrer Notsituation zu befreien.

von Ottmar Steffan

In diesem Jahr gehen zwei Kuhherden in Dörfer in der Nähe der sibirischen Städte Omsk und Kujbyschew. Während wir in diesem Projekt schon jahrelang mit der Caritas Omsk zusammenarbeiten, ist der Kontakt nach Kujbyschew neu. Als wir im Juli 2014 mit unserem Bischof Franz Josef Bode unser Partnerbistum St. Clemens besuchten, kam ich im Marxer Pfarrhaus mit dem neuen Generalvikar unseres Partnerbistums, Pater Jaroslaw Mitrzak, über unser Kuh-Projekt ins Gespräch. Einen Monat später schrieb er in einer Mail, dass er vor drei Jahren beim Pfarrer von Kujbyschew, Pater Dietmar Seiffert, Vertretung gemacht hätte. Dabei sei er auch in das Dorf Koshevnikowo, einer Außenstation der Gemeinde gekommen, in dem die Lebenssituation äußerst schwer sei und es viele arme Familien gäbe, für die eine Kuh



Bischof Bode trinkt Marxer Kuhmilch und wirbt für unser Kuhprojekt.
Foto: Ottmar Steffan.

eine sehr große Überlebenshilfe bedeuten würde. Daraufhin haben wir Kontakt zu Pater Dietmar Seiffert aufgenommen, der begeistert von unserem Kuhprojekt war. Später schrieb er mir: „Sehr geehrter Herr Steffan, ich schreibe heute aus Kujbyschew in Westsibirien. Wir haben miteinander wegen des Projektes „Eine Kuh 15 mal für Koshevnikowo“ [...] telefoniert. Heute war ich dort vor Ort, habe mit den Leuten gesprochen und

kann ihnen schon die Liste der Empfänger zusenden. Ich würde gerne noch eine Kuh (Nr.16) für ein Rentnerehepaar aus einem anderen Dorf hinzufügen (Jermolaevka). Ein Sohn von ihr und ein Enkelkind sind im Gefängnis. Sie müssen ihnen das Nötigste zukommen lassen. Der andere Sohn ist arbeitslos und Alkoholiker. Ich bin davon überzeugt, dass diese Hilfe äußerst sinnvoll und notwendig ist [...]. Es gibt noch zwei Fami-

lien, die eventuell für dieses Projekt in Frage kämen. Ich muss dies jedoch erst noch abklären und werde mich später diesbezüglich bei Ihnen melden.“

Mittlerweile ist die Liste auf 20 Kuh-Familien angewachsen. Anfang Oktober schrieb Pfarrer Dietmar Seiffert: „Elf Kühe wurden bereits gekauft und dazu das Heu.

Heute gebe ich die letzte Rate, damit die letzten Kühe gekauft werden können. Leider gab es einen Unfall. Eine Kuh ist aus dem Anhänger gesprungen und musste notgeschlachtet werden.

Das verkaufte Fleisch bringt die ungefähre Einkaufssumme wieder ein (ein bisschen weniger). So muss eine Familie jetzt damit leben, dass sie aus dem Fleischgeld dann später eine Kuh kaufen kann.“

Zu jedem Kuhantrag gehört eine kurze Stellungnahme unserer Partner zur sozialen Situation der zukünftigen Kuh-Familien. Beispielsweise schreibt Pater Dietmar Seiffert:

Sergej S.: 37 Jahre, drei Kinder im Alter von 2 bis 11 Jahren, arbeitslos, Gelegenheitsarbeiter auf dem Bau. Seine Frau, zeit-

weilige Arbeit in einer Firma für Geflügelprodukte, verdient momentan 20.000 Rubel (ca. 400 Euro).

Nikolaj D.: 43 Jahre, Chauffeur für Schulbusse, Verdienst 8.000 Rubel (ca. 160 Euro), drei Kinder, die Frau ist arbeitslos, arbeitet zu Hause.

Svetlana D.: 42 Jahre, vier Kinder, verheiratet, verkauft auf dem Markt Haushaltswaren, Mann: 39 Jahre, Wächter im Altenheim, verdient 8000 Rubel (ca. 160 Euro).



Eine Kuh hilft beim Überleben. Mittlerweile wurden schon über 470 Kühe von „Eine Kuh für Marx“ gespendet.
Foto: Dietmar Seiffert.

Bischof Bode zu Besuch in Russland







Ein Spielplatz für Barnaul – „Wo die Freundschaft stark ist, gibt es gute Dinge“

Der dritte Spielplatz wurde in diesem Sommer von Freiwilligen aus dem Bistum Osnabrück in Russland gebaut.

von Elisabeth Nöfer und Melissa Röleke

Где дружба прочна, там хорошо идут дела – „Wo die Freundschaft stark ist, gibt es gute Dinge“, besagt ein altes russisches Sprichwort. Zum dritten Mal brachen Schüler und Studenten, angeleitet von „Eine Kuh für Marx“ und dem Sozialen Seminar des Bistums Osnabrück zum Spielplatzbau nach Russland auf. Nach den erfolgreichen Projekten in Orsk (2010) und Orenburg (2012) ging es

diesmal nach Barnaul im Süden Westsibiriens, 3758 Kilometer entfernt von Moskau.

In der 600.000-Einwohner-Stadt bietet das Kinderzentrum der Caritas Unterkunft für Mütter in Not und Tagesbetreuung für Kinder aus schwierigen sozialen Verhältnissen.

Um für diese Kinder einen Spielplatz zu bauen, waren wir - eine motivierte Gruppe aus 16 Teilnehmern, vier studentischen

Teamern und drei Klosterbauern - drei Wochen lang in der Caritas zu Gast.

So entstand auf dem Gelände ein mit eigenen Ideen gestalteter Spielplatz, der nun allen Kindern offen steht. Viele der Teilnehmer hatten sich vorher bereits durch den Besuch des Sozialen Seminars in Osnabrück mit dem Thema „Kinderarmut in Russland“ beschäftigt. So war in diesem Jahr das Interesse



Es war ein langer Weg – viele Vorarbeiten gab es zu leisten, bis das 1. Spielgerät aufgebaut werden konnte. Fotos: privat.

an der Russlandreise wieder äußerst hoch.

Drei der Teilnehmer waren sogar schon zum dritten Mal dabei. Auch zwei der Teamer waren ehemalige Freiwillige der Caritas in Russland und hatten dadurch auch eine sprachliche Brückenfunktion inne.

Die Reise beginnt

Nachdem der Flieger in Düsseldorf abgehoben hatte, wurde uns wirklich bewusst: Jetzt geht es los! Von Moskau flogen wir weiter nach Omsk, wo uns eine rasante Taxifahrt vom Flughafen zur Caritas-Station brachte. Dort wurden wir von Schwester Elisabeth herzlich aufgenommen.

Nach kurzer Rast und einem Frühstück zeigte uns Maike, die in Omsk ihren Freiwilligendienst geleistet hatte, die Stadt. Anlässlich des 298. Stadtgeburtstags waren die Straßen feierlich herausgeputzt. Rundherum gab es Hüpfburgen, Schießstände und Buden mit Schaschlik-Spießen und Kwas, einem russischen Brottrunk. Es herrschte eine ausgelassene Atmosphäre, die wir sehr genossen.

Später bekamen wir auch einen Einblick in die Arbeit der Caritas vor Ort, denn Schwester Elisabeth zeigte uns die Kindertagesstätte, das Pflegezentrum und die Kleiderkammer. Nach dem Besuch des Gottesdienstes

und einem Konzert in der Philharmonie stiegen wir, voll mit neuen Eindrücken, in den Zug nach Novosibirsk. Gemütlich schaukelnd brachte uns der Schlafwagen nach Novosibirsk. Auch dort durften wir dem Caritas-Zentrum vor Ort einen Besuch abstatten, bis uns der Linienbus am Nachmittag schließlich nach Barnaul brachte.

Ankunft in Barnaul

In Barnaul erwarteten uns bereits die Leiterin der Caritas, Schwester Maria, und unsere Gastgeber der katholischen Gemeinde. Auch unsere drei Klosterbauer waren schon da, die schon das Material besorgt



Dies ist eines der schönsten Momente des ganzen Spielplatzbauprojektes – die Kinder warten auf den Startschuss, ihren Spielplatz erobern zu können. Foto: privat.

und den Spielplatzbau vorbereitet hatten. Am Dienstag, als alle sich von der aufregenden Anreise erholt hatten, konnten wir gleich anfangen. Zunächst musste der Untergrund für die Spielgeräte vorbereitet werden. Dafür bewaffneten sich alle mit Schaufeln und Eimern. Im nächsten Schritt wurde dann gesägt, gehobelt und geschliffen, bis die Bretter für das Spielhaus, den Turm und die Schaukel bereit waren. Danach wurden die Aufgaben an einzelne Teams verteilt. So pflasterten die einen den Boden, während die anderen die Bretter lasierten oder das Holz für den bunten Zaun zuschnitten. In Teamarbeit und mit fachgerechter Anleitung durch die Klosterbauer nahm der Spielplatz schnell Formen an.

Neben der Arbeit kam auch das Vergnügen nicht zu kurz. Ganz

nach dem Motto „Wer arbeitet, muss auch ordentlich essen!“ wurden wir jeden Tag abwechslungsreich von engagierten Mitarbeiterinnen der Caritas bekocht. Durch die selbstgemachten Pelmeni (Teigtaschen), Suppen und Blinis zum Frühstück lernten wir (auch) die russische Küche lieben!

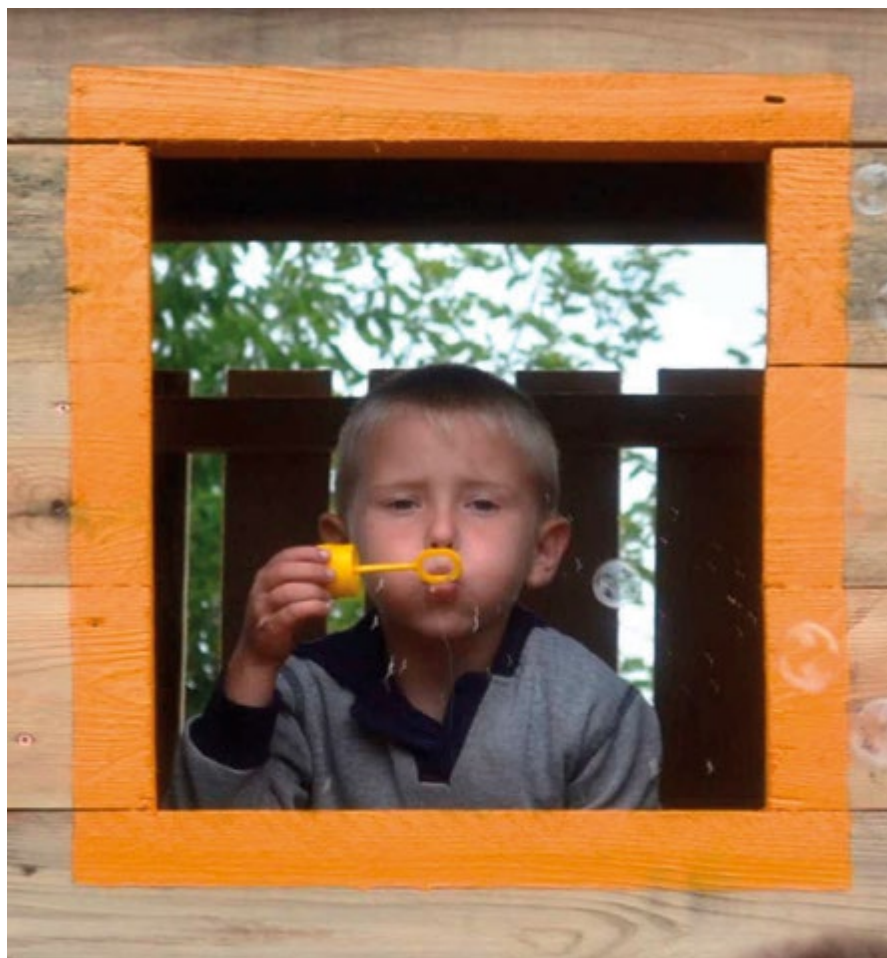
Am Wochenende zeigten uns zwei ehemalige Besucherinnen der Caritas-Kinderbetreuung ihre Stadt. Der nächste Ausflug ging zum Schwimmen an das Ufer des Flusses Ob. Einen ganz anderen Aspekt vom Leben in Sibirien lernten wir bei einer Führung durch die Universität in Barnaul und durch einen Ausflug zum Botanischen Garten der landwirtschaftlichen Fakultät kennen.

Eine Woche später war es dann soweit: Der Spielplatz wurde feierlich in Anwesenheit von

Mitgliedern der katholischen Gemeinde, der Caritas und vielen Kindern eröffnet.

Feierliche Eröffnung

Nachdem einige offizielle Worte gesprochen und das rote Band durchgeschnitten worden war, gab es für die Kinder kein Halten mehr: Mit viel Gelächter und Geschrei wurde der Spielplatz erobert. In diesem einmaligen Moment waren alle Mühen der letzten Wochen vergessen. Und nicht nur die Kinder hatten Spaß an den neuen Spielgeräten: Zusammen mit ihnen probierten wir die selbstgebaute Brettspiele und die Standfestigkeit der Schaukel aus. Danach gab es, ganz traditionell, ein großes Schaschlik-Essen. Nach diesem schönen Abschluss des Projekts fuhren wir für die letzten Tage in das Altai-



Seifenblasen lassen auch russische Kinderherzen höher schlagen. Foto: privat.

Dankeschön aus Barnaul!

Für die Kinder des Kinderzentrums in Barnaul hat sich endlich ein großer Traum erfüllt. Im Sommer bekamen sie einen eigenen Spielplatz! Für zwei Wochen kam eine Gruppe von Schülern und Studenten aus Osnabrück nach Barnaul. Unter ihren Händen entstand ein fantastisches „Zwergenland“ mit Schaukeln, Kletterwand, Sandkasten, Rutsche, einer zweistöckigen Veranda und einem echten Wigwam.

Organisiert wird dieses Spielplatz-Bauprojekt von der Diözesancaritas Osnabrück und dem Sozialen Seminar Osnabrück. Dieses Projekt hat schon Tradition, denn der Spielplatz in Barnaul ist bereits der dritte Kinderspielplatz in Russland, den die Jugendlichen aus Deutschland entworfen und gebaut haben. Dieses tolle Team bestand aus zwanzig Schülern im Alter von 15-19 Jahren, vier Studenten, die früher bereits als FSJler oder Praktikanten in Russland waren und sich nun im Sozialen Seminar engagieren, und drei erfahrenen Handwerkern aus dem Team der „Klosterbauer“. Das war wirklich eine beeindruckende Gruppe, die sich mit Top-Qualität, hoher Leistungsbereitschaft und einem faszinierenden Teamgeist engagiert hat. Erstaunt waren wir auch darüber, dass in diesem super schnellen Bau-Team überwiegend Mädchen engagiert waren.

Ein riesiges DANKE möchten wir allen sagen, die dazu beigetragen haben, den Traum unserer Kinder zu erfüllen. Mit dieser Sprache der Liebe kann man sich mit allen Menschen verständigen, ganz unabhängig von ihrer Nationalität!

Gebirge. Unsere Unterkunft war malerisch an einem See gelegen. Die Datscha aus Holz bot mit Plumpsklo und Banja (Sauna) statt Dusche eine naturnahe und authentische Erfahrung. Auf Schlauchbooten und Paddeln fuhren wir den Fluss entlang. Am nächsten Tag unternahmen wir eine Wanderung zu einem Fluss im Wald, der für die schamanische Naturreligion des Altai einen heiligen Ort darstellt. Für uns war es auf jeden Fall eine besondere und einmalige Erfahrung.

Heimfahrt mit schönen Erinnerungen

Am 25. August um 13.39 Uhr erreichten wir nach der langen Rückfahrt mit Flugzeug, Bus

und Bahn den Osnabrücker Hauptbahnhof. Viele Angehörige und Freunde empfingen uns freudestrahlend und gespannt. Stolz und erfüllt mit schönen Erinnerungen, aber auch ein wenig traurig über das Ende der gemeinsamen Zeit, verabschiedeten wir Spielplatzbauer uns voneinander.

Die drei Wochen haben uns eine neue Tür zu Land und Leuten geöffnet. Eine Region, die für uns vorher vielleicht mit einigen Vorurteilen behaftet war, hat uns herzlich empfangen - ohne Bären oder beißender Kälte, sondern mit sommerlichen Temperaturen und weltoffenen Menschen. Zwei Worte sind mir im Gedächtnis geblieben: "spa-ßibo" (Danke) und "do svidaniya!" - Auf Wiedersehen!

Erfahrungsbericht von Melissa Röleke (15 Jahre)

Vom Spielplatzbau-Projekt der Caritas habe durch den Kirchenboten erfahren. Ich wollte in den Ferien gerne ein soziales Projekt machen. Nach Russland zu fahren war für mich außerdem ein Abenteuer, da ich vorher noch nie im Ausland war. Meine Freunde waren zuerst schockiert, dass ich so jung so weit weg fahren will... aber als ich wieder zu Hause war, waren sie stolz auf mich!

Als wir ankamen, haben mich im ersten Moment die schlechten Straßen überrascht, und auch die Verhältnisse, in denen die Menschen in Russland teilweise leben. Trotzdem würde ich jederzeit wieder hinfahren! Wenn morgen jemand sagen würde: „Komm, wir fliegen nochmal runter“, wär ich sofort dabei. Denn ich hab mich in das Land verliebt.

Die Menschen waren so herzlich, besonders die Mitarbeiterinnen der Caritas haben uns so freundlich aufgenommen. Super nette Leute! Das hat mein Russland-Bild verändert.

Ab und zu habe ich auch mal beim Kochen geholfen, da haben wir uns mit Händen und Füßen unterhalten, das war sehr interessant.

Der Spielplatzbau war richtig cool und spannend. Mir hat gefallen, dass wir mitplanen und unsere Kreativität mit einbringen durften. Ich habe zum Beispiel gepflastert oder Holz mit der Kreissäge geschnitten. Bei der Eröffnungsfeier hatte ich den Eindruck, dass die Kinder es toll fanden, dass wir da waren. Die Eröffnung war rührend, die Kinder waren sehr glücklich über den Spielplatz! Ich fand auch gut, dass wir nicht nur auf dem Gelände der Caritas waren, sondern auch viel unternommen haben: Zum Beispiel ging es an den Strand zum Schwimmen. Und natürlich in das Altai-Gebirge. Dort waren das Wasserrafting und das Wandern am besten. Durch die Reise bin ich insgesamt erwachsener geworden. Ich schätze jetzt mehr das, was wir in Deutschland alles haben.





Aufmerksam lauschen die Kinder aus dem Friedensworkcamp den einzelnen Beiträgen zum Märchenspiel.
Foto: Sabin Hahn.

Die Sprache der Frösche oder wie wir mit den eigenen Händen Frieden schaffen

Im Kaukasus leben verschiedene Ethnien zusammen. Toleranz und Verständnis helfen, ein friedvolles Miteinander zu schaffen. Wie man das lernen kann, erfahren Kinder aus den Caritaskinderzentren bei einem Friedensworkcamp.

von Sabine Hahn

„Quaack – quaack – quaack-quaack – quackquack“ – im Rhythmus des bekannten Queen-Songs „We will, we will rock you“ stampfen und klatschen Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 12 Jahren im Kreis. Sie spielen ein Theaterstück: Es ist die Sprache der Frösche, die der junge Prinz gelernt hat, der von seinem Vater hinausge-

schickt wurde, um etwas Vernünftiges zu lernen.

Doch der junge Königssohn lernt das Quaken der Frösche, das Zwitschern der Vögel und das Bellen der Hunde. Daraufhin wird er von seinem enttäuschten Vater vom Hof gejagt. Das Märchen „Die drei Sprachen“ der Gebrüder Grimm diente als Vorlage für das Friedensworkcamp, das in diesem

Sommer im Kinderzentrum „Weißes Pferd“ in Blagoweschenska am Rande des Kaukasus stattfand. Geladen waren Kinder aus den Caritas-Kinderzentren in Südrussland und Sibirien.

Seit mehreren Jahren führt die Caritas in Südrussland ein erfolgreiches Programm zur Friedenserziehung für Kinder und Jugendliche durch, um die wei-



Geschafft! Laurenz Leky (4. v. rechts) mit seiner Schauspieltruppe nach der Premiere. Foto: Sabine Hahn.

tere Ausbreitung von Nationalitätenkonflikten zu verhindern. Neben dem Kennenlernen verschiedener Kulturen sollen Kompetenzen entwickelt werden, um Konflikte zu erkennen, zu vermeiden und zu schlichten.

Das Unverständnis des Königs für die Fähigkeiten seines Sohnes, die Sprache der Frösche, Vögel und Hunde zu verstehen, spiegelt das oft zu Konflikten führende Unverständnis und die Sprachlosigkeit zwischen zerstrittenen Parteien wieder. Der Faden zwischen Vater und Sohn ist zerrissen, tatsächlich aber erwirbt der Prinz Fähigkeiten, die ihm schließlich das Leben retten, die von Hunden bedrohte Stadt befreien und ihn schließlich zum Papst und Friedensboten werden lassen. Aber was wäre ein Märchen, wenn es nur um das Happy End ginge?

Mit den Kindern in Blagoweschenska arbeitete Laurenz Leky vier Tage lang zu dem

Thema: „Wie wir selber Frieden schaffen können.“ Der Kölner Schauspieler hat das Grimmsche Märchen für diesen Workshop eigens umgearbeitet. Nach seinem Engagement am Stadttheater Osnabrück – aus dieser Zeit stammt der Kontakt zur Russlandhilfe – und einem Masterabschluss am „Department of Peace Studies“ in Bradford (Großbritannien) arbeitet er an der Schnittstelle Theater- und Friedensarbeit in verschiedenen Ländern. Während seiner Schulzeit verbrachte er einige Monate in Ulan Ude (Sibirien) und spricht daher fließend Russisch. Dies war nun seine erste Arbeit in Russland.

Die unterschiedlichen Aspekte von Streit und Versöhnung standen im Fokus des Workshops. Die Kinder sprachen viel über Ängste in der Familie und unter Freunden, aber auch über die bitteren gewalttätigen Konflikte, die daraus entstehen können.

Für Leky war es wichtig, das Erkennen der eigenen Stärken und Fähigkeiten bei den Kindern zu schulen. Darüber hinaus ging es im Workshop auch immer wieder darum, Ursachen für Konflikte rechtzeitig zu erkennen und ihnen zu begegnen.

Das familiäre Umfeld der Kinder aus den Caritas-Kinderzentren ist häufig von Gewalt, Sprach- und Hoffnungslosigkeit geprägt. Im Rahmen des Workshops formulierten die Kinder und Jugendlichen, wie sie sich den Umgang miteinander wünschen:

„Miteinander reden, zuhören, sich informieren, lesen, um den anderen zu verstehen, sich die Hände reichen und aufeinander zugehen“. So hieß die russische Übersetzung des Workshops auch: „Kak tvorim mir svoimi rukami“ (kyrillisch) – „Wie wir mit den eigenen Händen Frieden schaffen“.



Küchendienst ist auch im Sommercamp selbstverständlich. Foto: Sabine Hahn.

„Auch für unsere Region wird dieses Thema immer aktueller durch die ständige Zuwanderung von Arbeitsmigranten aus den mittelasiatischen Ländern“, schreibt Pater Gracian, Präsident der Caritas in Westsibirien über die lohnenden Erfahrungen der Kinder aus dem Kinderzentrum in Nowosibirsk, die sich dafür auf die lange Reise (4 Tage und Nächte!) bis in den südlichsten Zipfel des Landes gemacht haben. Trotz der riesigen Entfernungen arbeiten die Caritasverbände in Nowosibirsk und Saratow eng zusammen.

In verschiedenen kleinen Szenen und schließlich bei der Auf-führung des gesamten Stückes konnten sich die Pädagogen der teilnehmenden Caritaskinderzentren und die Gäste vor Ort ein Bild von der „Friedensarbeit“ machen: Pater Laurent, französischer Ordensmann der

Gemeinschaft Saint Jean, der als Gastvater die Räumlichkeiten in Blagoweschenska zur Verfügung stellte, war tief beeindruckt: „Der Workshop hat in den Kindern alle Sinne geweckt. Sie sind offen, neugierig, selbstbewusst und gehen sehr achtsam miteinander um.“ Er wünscht sich nicht nur eine Weiterführung der Arbeit mit den Kindern in den Zentren. Er sieht auch ein großes Potenzial der Theater- und Friedensarbeit für andere Bereiche wie z.B. in den Jugendclubs und den Friedensschulen.

Friedenscamp im Kaukasus

Drei Kinder aus dem Novosibirsker Kinderzentrum Narnja haben sich auf die lange Reise in den Kaukasus gemacht. Dort haben sie gemeinsam mit Vertretern der Kinderzentren aus dem Bistum Südrussland an am Friedenscamp teilgenommen. [...]. Auch für unsere Region wird dieses Thema immer aktueller durch die ständige Zuwanderung von Arbeitsmigranten aus den mittelasiatischen Ländern. Neben dem interessanten Programm lernten die Kinder die kulturellen Besonderheiten der Völker in dieser Region kennen, sind das erste Mal im Leben in den Bergen gewesen und auf Pferden geritten.

Caritas Novosibirsk

Hilfe tut Not!

aus dem Kinderzentrum
Marija / Wolgograd

Seit mehreren Jahren besuchen die Kinder der Familie N. unser Kinderzentrum in Wolgograd. Zuerst haben wir den mittleren Sohn aufgenommen. Kurz danach kam auch sein älterer Bruder und dann erfuhren wir noch von einer kleinen vierjährigen Schwester. Das ist jetzt vier Jahre her. Für alle drei sind wir zu einer zweiten Familie geworden.

Wie alle unsere Kinder kommen sie aus einer schwierigen Lebenssituation: Die Familie bewohnt eine Dreizimmerwohnung, in der zwei Familien mit 11 Personen registriert sind. Immerhin haben die drei Kinder im Gegensatz zu vielen anderen Familien Mama und Papa. Beide Eltern sind alkoholabhängig. Der Vater schlug die Mutter immer häufiger, schließlich zeigte sie ihn an und er kam in Untersuchungshaft. Nach zwei Tagen war die Mutter verschwunden. Die Kinder kamen für zwei Monate in ein Heim. Die Mutter bat uns schließlich um Hilfe, weil man drohte, ihr das Sorgerecht zu entziehen.

Der Heimaufenthalt bedeutete für die Kinder auch das Ende des Besuchs des Kinderzentrums. Schrecklich, denn gerade das Kinderzentrum war doch für sie zu einem sicheren Hafen, einem zweiten Zuhause geworden. Es gab nur eine Chance: Die Wohnung musste wieder in einen bewohnbaren Zustand ge-



Die frisch renovierte Wohnung – Grundstein für eine bessere Zukunft.
Foto: Caritas Wolgograd.

bracht werden. Die Mutter sollte laut Gerichtsaufgabe eine Arbeitsstelle finden und zwei Monate nicht mehr trinken. Und wir erfuhren: Die Mutter war im fünften Monat schwanger!

Die örtliche Caritas organisierte die Reinigung und Renovierung der Wohnung mit freiwilligen Helfern der Kirchengemeinde. Spenden wurden organisiert – auch für die anderen acht Personen, die in der Wohnung lebten. Die Spendenbereitschaft war beeindruckend: Tische, Stühle, ein Teppich, Betten und Geschirr wurden gebracht – so-

gar eine Wiege und ein Kinderwagen.

Gemeinsam mit der Mutter besuchten wir die Kinder im Heim, darüber hinaus wurde sie intensiv von der Psychologin unseres Kinderzentrums betreut.

Ohne ehrenamtliches Engagement der Caritas-Mitarbeiter, freiwillige Helfer aus der Gemeinde und die finanzielle Unterstützung aus dem Ausland wäre diese Form der Hilfe nicht möglich.

Ende gut – alles gut!?

Jonas Kersting hat von August 2013 bis Juli 2014 seinen Freiwilligendienst in Wolgograd absolviert. Vor allem die Sorge um Familie N. (s. Seite 32) hat ihn in dieser Zeit bewegt.

von Jonas Kersting

Die Familie N. hat mittlerweile vier Kinder, der Älteste ist mit 18 Jahren Loscha, der Jüngste, Simeon, ist kurz vor meiner Abreise zur Welt gekommen. Seit über sechs Jahren besuchen die Kinder von Sveta unser Kinderzentrum. Vor allem Nico (13) und Kristina (9) sind uns besonders ans Herz gewachsen, immerhin haben die Erzieherinnen Olga und Nastia die beiden quasi großgezogen.

Bis Anfang diesen Jahres ließ sich die trügerische Idylle einer funktionierenden Familie mehr oder weniger aufrechterhalten, doch mit der Verhaftung des Vaters begann eine wahre Odyssee: Nach offensichtlich jahrelanger schlechter Behandlung und Misshandlung seiner Kinder und seiner Ehefrau, hat sich Sveta dazu durchringen können, mit ihrer Schwester Olga, die mit ihr die Wohnung teilt, zur Polizei zu gehen und ihren Ehemann anzuzeigen. Die Sache war rechtlich schnell geklärt. Er stammt aus Georgien, hat keine Papiere und soll abgeschoben werden. Man sollte meinen, nun hätte Ruhe und ein geregelter Alltag einkehren können, doch Olga fiel von nun an mit etlichen Trinkeskapaden (wohlgemerkt schwanger) auf, sie war ständig abwesend und vernachlässigte ihre Kinder.

Im März erfuhren wir, dass die Kinder vom Jugendamt ins Kinderheim gebracht wurden, weil Sveta das ganze Wochenende nicht zu Hause und die Kinder nicht in der Schule waren. Eine Lehrerin alarmierte schließlich die Polizei, die die Kinder mitnahm.

Sveta bekam vom Amt die Aufgabe, ihr Leben in den Griff zu bekommen und ihre Wohnung zu renovieren, um den Kindern und sich selbst wieder ein vernünftiges Leben ermöglichen zu können.

Die Caritas machte es sich zur Aufgabe, sich dieser Familie im Besonderen anzunehmen, zeigte sich für die Betreuung von Sveta und ihrer Kinder verantwortlich und kam für die komplette Sanierung auf, welche hauptsächlich von Nastia und mir durchgeführt wurde. Wir versuchten uns durch das Chaos zu kämpfen und einigermaßen fachmännisch die Renovierung voranzutreiben.

Das ganze Projekt zog sich hin, mittlerweile waren viele Helfer abgesprungen und Svetas Schwester Olga war ausgezogen. Im Laufe der Zeit stabilisierte sich jedoch die Lage. Das Gericht signalisierte, dass wir auf einem guten Weg seien und die Kinder in absehbarer Zeit in die Obhut der Mutter zurückkehren könnten. Das schien Sveta sehr zu motivieren, sie

hörte auf zu trinken und es ging ihr damit in ihrer Schwangerschaft gesundheitlich immer besser.

Sie wurde offener uns gegenüber, und wenn sie gut drauf war, half sie sogar mit, die Wohnung zu entrümpeln. Schritt für Schritt kamen wir voran und konnten schließlich nach über zwei Monaten das erste Möbelstück reintragen.

Wir hatten es also geschafft, drei Zimmer zu entrümpeln, von Ungeziefer zu befreien, zu spachteln, zu schmirgeln, zu tapezieren und zu streichen. Es war zum Schluss ein tolles Gefühl, durch die neue Wohnung zu gehen und dabei zu denken, wie unwillig ich zunächst an das Projekt herangegangen bin, wie sehr mir aber auch die zwischenzeitig stetig alkoholisierte Sveta ans Herz gewachsen ist.

Mittlerweile hat Sveta den kleinen Simeon geboren und ihn von der Geburtsklinik mit nach Hause nehmen dürfen, ihre anderen drei Kinder sind auch wieder bei ihr und gehen regelmäßig zur Schule. Sveta hat eine Arbeit als Pflegekraft gefunden.

Also, Ende gut – alles gut!? Es bleibt zu hoffen und zu wünschen. Den Grundstein für eine bessere Zukunft der Familie N. haben wir immerhin gemeinsam legen können.



Pfarrer Ezequiel freute sich über die tatkräftige Unterstützung der Klosterbauer. Er engagiert sich seit vielen Jahren für den Aufbau seiner Kirchengemeinde in Uljanowsk. Foto: Friedhelm Lange.

Klosterbauer im Einsatz in Uljanowsk

Ehrenamtliche aus dem Bistum Osnabrück engagierten sich erneut im Bistum St. Clemens. „Ausbau eines Dachgeschosses“ lautete der Arbeitsauftrag.

von Friedhelm Lange

Uljanowsk - eine wohl weniger bekannte Stadt - und doch mit mehr als 600.000 Einwohnern größer als beispielsweise Frankfurt a.M. Wie Marx und Saratow direkt an der Wolga gelegen. Schaut man auf das Bistum St. Clemens, liegt diese Stadt in dessen Norden, direkt angrenzend an die wohlhabende autonome Republik Tartastan mit ihrer Haupt-

stadt Kazan (etwa 1,2 Mio. Einwohner).

Uljanowsk war in diesem Jahr das Ziel von sechs Klosterbauern des Caritasverbandes Osnabrück.

Was war zu tun? Die örtliche noch junge Kirchengemeinde hatte um Unterstützung gebeten für den Ausbau des Dachgeschosses im dortigen Gemeindezentrum. Der Dachraum war

vor Jahren bereits vertäfelt worden, in dieser Gesamtgröße aber unpraktisch und kaum nutzbar. Pfarrer Ezequiel, mit 36 Jahren noch ein sehr junger Pfarrer argentinischer Herkunft engagiert sich seit Jahren für den Aufbau seiner Kirchengemeinde. Er möchte sich gerne noch stärker um die vielen Jugendlichen kümmern, sie in die allgemeine Gemeindearbeit integrieren.

Bischof Pickel unterstützt Pfarrer Ezequil Und wie so häufig, hatte Ottmar Steffan die Idee, die Klosterbauer mit der Umsetzung zu betrauen. Eine Vorhut, bestehend aus Hermann Krümpelmann und Hans Vorholt „erkundete“ im April diesen Jahres die künftige Baustelle, fertigte erste Pläne und kümmerte sich um die Beschaffung des notwendigen Baumaterials.

Sind Gipskartonplatten in Uljanowsk zu kaufen? Und die dazu passende Spachtelmasse? Welche Maschinen sollten wir besser mitbringen? Antwort: In russischen Großstädten gibt es inzwischen bestens ausgestattete Baumärkte. Sie lassen kaum Wünsche offen. Mehr noch: Uns Hobbyhandwerkern waren viele der dort angebotenen Marken bestens vertraut - wohl ein ganz praktischer Vorteil der Globalisierung...

Unsere Reise begann schließlich am Samstag, dem 16. August, mit dem Flug von Düsseldorf nach Moskau-Sheremetyevo.

Dann wurde es spannend, hatte Ottmar für die weiteren rund 900 Reisekilometer und rund 16 Stunden Richtung Südosten doch eine Zugfahrt im Schlafwagen geordert. Ganz nach dem Geschmack der Klosterbauer, denn für die meisten sollte es eine neue Erfahrung werden.

Ein voll besetzter Zug mit je zwei Frauen pro Waggon für Pass- und Fahrscheinkontrolle, für die Zubereitung von Tee, für Bettwäsche und überhaupt... Wir waren wohl die einzigen Deutschen im Zug unter freundlichen Mitreisenden. Die lange Reisezeit gab gute Gelegenheiten für das ein oder andere Ge-



Nach getaner Arbeit: die Klosterbauer Friedhelm Lange, Dieter Gommer, Hermann Hinrichs (oben von links), Dr. Klaus Muck Helmut Klecker, Hermann Krümpelmann, (unten von links). In der Mitte Nariza, die Dolmetscherin. Foto: privat.

spräch zum Woher, Wohin und Warum... bis das monotone Fahrgeräusch uns eine durchweg gute Nacht bescherte.

Am Zielbahnhof Uljanowsk wartete bereits Pfarrer Ezequil mit seinem VW-Bulli auf uns. Ab ging es ins das Gemeindehaus. In diesem Haus aus den 50er Jahren ist alles unter einem Dach, Kirchenraum (viel zu klein), Sakristei, Küche, Schlaf-

zimmer für die Pfarrer, zwei Schlafzimmer mit je zwei Doppelstockbetten für uns sowie ein Wohnzimmer - und eine ausgesprochen gute Atmosphäre. Nicht zuletzt wegen Daschkun, der etwa 55jährigen und liebenswürdigen Haushälterin, geboren und aufgewachsen in Armenien. Sie hat uns von morgens bis abends immer bestens versorgt.



Das Ergebnis von 3 Wochen harter Arbeit kann sich wahrlich sehen lassen! Foto: Friedhelm Lange.

Hier eine kleine Auflistung unserer Arbeiten: Rückbau des vorhandenen Toilettenraumes, Neubau eines zeitgemäßen Badezimmeres (mit Dusche), Bau von vier Schlafräumen für max. je drei Betten, Bau von zwei Schlafräumen für ein Einzelbett. Alles in Trockenbauweise (System Knauf). Vorher Auslage des Fußbodens mit Spanplatten zur Egalisierung. Wir sechs Männer haben dabei ganz prima zusammen gearbeitet - und uns mit unseren Fähigkeiten und Arbeitsinteressen gut ergänzt. Nur weil Pfarrer Ezequiel recht konsequent darauf beharrte, gab es eine zweitägige Auszeit. Für ein Wochenende fuhren wir ins rund 250 Kilometer entfernte

Kazan - mit unerwarteten Höhepunkten. Hierzu zählen der Besuch des dortigen Kreml, die Teilnahme an einem Samstagabend-Open-Air-Konzert sowie der Besuch bei Sergej, einem 91-jährigen emeritierten Professor der Kosmonautik. Trotz seines Alters war er sehr aufmerksam und wir konnten uns in deutscher (!) Sprache mit ihm unterhalten.

Eine Veranstaltung mit Gänsehautgefühl war für uns das Open-Air-Konzert im Park zwischen Haus der Landwirtschaft und Wolga-Ufer. Während das staatliche Symphonieorchester der Republik Tartastan zunächst bekannte Melodien aus Opern und Operetten darbot, wurde

zum Ende des Konzerts gegen 22 Uhr „Lilli Marlen“ angekündigt, gesungen in Deutsch von der Deutschen Simone Kermes. Für uns ein ganz besonderes Erlebnis. Den Schluss dieses phantastischen Konzerts bildete ein Feuerwerk. Wir schlossen diesen wunderschönen Abend mit einem Besuch in einer Pizzeria und einem guten Bier ab.

Uljanowsk ist der Geburtsort von Lenin, geb. als Wladimir Iljitsch Uljanow im April 1870. Nach seinem Tod im Jahre 1924 wurde die Stadt von vormals Simbirsk in Uljanowsk umbenannt.



„Gott, segne alle, die sich für den Frieden einsetzen. Möge in unsere Herzen und auf unserer Erde Dein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Einigkeit kommen.“ Foto: Ottmar Steffan..

Der Ukraine-Russland-Konflikt

von Ottmar Steffan

Viele unserer Leser haben in den letzten Monaten versucht, sich ein Bild vom Ukraine-Russland-Konflikt zu machen. Eine Kuh für Marx ist eine Zeitung, die sich mit politischen Bewertungen sehr zurückhält.

Uns geht es um die Menschen am Rande der russischen Gesellschaft, die über unsere russischen Partner und uns Hilfe in ihren oft aussichtslosen Situationen erhalten. Weil zehntausende Menschen, meist russischer Herkunft, aus den umkämpften Gebieten in

der Ostukraine nach Russland flüchten und hier in den grenznahen Gebieten unseres Partnerbistums St. Clemens/Saratow auch Hilfe von der Caritas erfahren, berichten wir davon.

Bischof Clemens Pickel hat schon zu Beginn des Konfliktes die Gemeinden seines Bistums aufgerufen, täglich nach den Heiligen Messen in den Kirchen des Bistums um Frieden in der Ukraine zu bitten. Er selbst hat sich in den grenznahen Gebieten seines Bistums, so in Belgorod und Rostow am Don, selbst ein

Bild von der Lage der Flüchtlinge auf russischem Gebiet machen können. Unser Caritaskollege Vadim Naboychenko aus Rostow hat als Bistumskoordinator für Katastrophenfälle einen ausführlichen Bericht über die Lage der Flüchtlinge geschrieben und die Bistumscaritas hat über Caritas international um Mithilfe für Unterstützungsleistungen gebeten. Im September kam die gute Nachricht von Caritas international, dass nun auch die Flüchtlingshilfe auf russischem Gebiet unterstützt werden könne. Im gesamten

russischen Grenzgebiet, besonders auch in Rostow am Don, wo Zehntausende Zuflucht gefunden haben, beginnt die Caritas vor Ort Nahrungsmittel, Hygienesets und Bettwäsche an Familien mit kleinen Kindern und andere besonders bedürftige Flüchtlinge weiter zu geben. Für Kinder im Vorschulalter, so Caritas international, wird außerdem altersgerechte Kinderernährung zur Verfügung gestellt. Diese Hilfen, die das Hilfsangebot der Katholischen Kirchengemeinden vor Ort ergänzen, werden durch das internationale Caritasnetzwerk unterstützt. Mit einer Verschärfung der Lage im bevorstehenden Winter wird gerechnet und feste Unterkünfte, Decken und Heizgeräte besonders benötigt. Wie dramatisch die Lage der Flüchtlinge schon heute ist, zeigt sich daran, dass einige der russischen Grenzgebiete einen Ausnahmezustand ausgerufen haben und die Flüchtlinge bereits bis nach Sibirien umverteilt werden.

Pater Gracjan, Direktor der Caritas Sibirien in Novosibirsk, verfolgt schon lange die Entwicklungen in der Ukraine mit großer Betroffenheit. Er schreibt in seinem Rundbrief, dass im August die ersten Flüchtlinge aus der Ukraine in Sibirien angekommen seien. Der Staat organisiere ihre vorübergehende Unterkunft in Hotels, Sanatorien und Erholungsheimen. Sie bekämen auch Verpflegung und einige Waren des täglichen Bedarfs. Die Mitarbeiter der Caritas Sibirien haben, wie ihre Caritaskollegen im europäischen Teil Russlands, Flüchtlinge besucht und sie je nach Bedarf mit Schulsachen, warmer

Kleidung, Lebensmitteln und Medikamenten versorgt. Hier wie überall in den katholischen Kirchen Russlands wird um Frieden gebetet und um spürbare Hilfe für alle, die dieser Konflikt in Leid und Not stürzt.

Das katholische Hilfswerk Renovabis denkt schon weit über den aktuellen Konflikt hinaus. Sein Geschäftsführer Dr. Albert mahnt an, den Gesprächsfaden der Konfliktparteien nicht abreißen zu lassen. Es bestehe die Chance, durch die „christliche Haltung“ die Stimmung und die Widersprüche zu verändern, die seelischen Wunden zu heilen und auf eine Versöhnung einzuwirken. Er weist darauf hin, Kirche und Caritas müssten schon jetzt den Blick in die Zukunft richten und überlegen, wie man Friedensarbeit unterstützen kann. Als Beispiel nennt er katholische Bildungsarbeit, Erwachsenenbildung und flankierende Hilfen in der Trauma-Bewältigung.

Seit März beten die katholischen Kirchengemeinden in Russland jeden Sonntag folgendes Gebet um den Frieden in der Ukraine (Übersetzung Angelika Schmähling, Renovabis):

Gott, Schöpfer und Vater aller Menschen, Du rufst zu Dir alle Völker der Erde. Erleuchte sie, damit sie in der Unruhe unserer Zeit das erkennen, was ihnen Frieden und Ruhe bringt. Wecke in ihnen das Streben nach gegenseitigem Verständnis und nach Einheit. Hilf ihnen, einander das Böse zu verzeihen, das sie einander zugefügt haben und das sie auch weiterhin ihrem Nächsten zufügen. Hilf ihnen,

zum Ziel des Friedens zusammenzuarbeiten und nach Deinem Willen die Rechte jedes Menschen zu achten. Reinige ihre Herzen von Kränkung und Hass. Bewahre alle Völker vor Stolz, Egoismus und Zwietracht zwischen den Nationen. Alle Völker sollen ihre Verpflichtung erkennen, sich um Frieden zu bemühen. Sie sollen entschieden auf dem Weg der Einheit vorangehen und in Liebe miteinander zusammenarbeiten. Gott, segne alle, die sich für den Frieden einsetzen. Möge in unsere Herzen und auf unserer Erde Dein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Einigkeit kommen. Amen.

„Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen“

(Nachricht aus Novosti / Rundbrief der Caritas Sibirien)

Schon lange verfolgen wir die Entwicklungen in der Ukraine mit großer Betroffenheit. Im August sind die ersten Flüchtlinge aus der Ostukraine in Sibirien angekommen. Der Staat organisiert ihre vorübergehende Unterkunft in Hotels, Sanatorien und Erholungsheimen. Sie bekommen auch Verpflegung und einige Waren des täglichen Bedarfs. Unsere Mitarbeiter haben die Flüchtlinge besucht und sie je nach Bedarf mit Schulsachen, warmer Kleidung, Lebensmitteln und Medikamenten unterstützt. Zurzeit beobachten und analysieren wir die Situation und bemühen uns im Gespräch mit den Flüchtlingen zu verstehen, welche Hilfe sie am dringendsten brauchen. Wir beten um Frieden und um spürbare Hilfe für alle, die dieser Konflikt in Leid und Not stürzt.



Sonnenscheinpreis 2014 der Caritas-Gemeinschaftsstiftung für die Klosterbauer

Die Kapelle des Caritas Stadtteilzentrums St. Michael in der Bremer Neustadt war am 28. September, dem Caritas Sonntag, bis auf den letzten Platz gefüllt. Anlässlich des Sonnenscheinpreises 2014 unter dem Caritas Jahresmotto „Weit weg ist näher, als du denkst“ feierten der Osnabrücker Weihbischof Johannes Wübbe und der Bremer Probst Dr. Martin Schomaker einen Festgottesdienst. Bei der anschließenden Verleihung des Sonnenscheinpreises durch Weihbischof Johannes Wübbe wurden die Klosterbauer der Russlandhilfe der Caritas Osnabrück für ihr Engagement und ihre Verdienste mit einem vierten Preis und einem Preisgeld von 1.000 Euro geehrt.

Stellvertretend für die vielen angereisten Klosterbauer nahmen Siegfried Hofermann, als Mann der ersten Stunde, und Hermann Krümpelmann, als

Chef“ der Truppe, die Ehrung entgegen. Unter den 21 anwesenden Klosterbauern war auch unser ältester Klosterbauer Otto Placke mit seiner Frau.

Die Klosterbauer übergaben Anfang Dezember ihre 1000 Euro Preisgeld an Alberta Declara, der Leiterin des Familienhauses der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Elista.

Der nächste Einsatzort der Klosterbauer ist auch schon bekannt. Bischof Pickel bittet die Klosterbauer um einen Einsatz in Marx an der Wolga. Dort warten reichlich Reparatur- und Ausbesserungsarbeiten an Kloster, Kirche, Internat und Pfarrheim der Gemeinde.

1000 EUR „Honorar“ für einen Abend

Als Verena Telscher in der Katholischen Landvolk-Hochschule Oesede (KLVHS) von ihren Erfahrungen in Russland berichtete, hatte sie wohl nicht damit gerechnet, dass ihr Vortrag einen Scheck in Höhe von 1000 Euro nach sich ziehen würde.

Verena Telscher war 2011 für ein Jahr als Freiwillige im russischen Tscheljabinsk. Dort arbeitete sie im Kinderzentrum „Regenbogen“.

Die KLVHS bietet regelmäßig Familienseminare an, in denen Mütter, Väter und Kinder Zeit miteinander verbringen und zu verschiedenen Themen arbeiten. Diesmal ging es unter anderem um die Situation in Russland.

So entstand der Kontakt zu „Eine Kuh für Marx“ und zu Verena Telscher. Der Vortrag der ehemaligen Freiwilligen ließ die Teilnehmenden aktiv werden. Während des Familienseminars spendeten die Teilnehmenden, richteten unter anderem ein Kickerturnier aus und beteiligten sich an den im Sommer so beliebten cold water challenges.

Das Ergebnis konnten die Teilnehmenden gemeinsam mit Johannes Buß, Leiter des KLVHS, Caritasdirektor Franz Loth überreichen: Mehr als 1.000 Euro kamen für die Caritasarbeit in Russland zusammen.

Zahlen, Zahlen, Zahlen

- 1 zweiwöchigen Russisch-Grundkurs belegt
- 2 Osnabrücker Bischöfe ins Wolga-Bistum mitgenommen
- 3 Spielplätze für die Caritas-Kinderzentren bauen lassen

- 4 Reisepässe mit Visa vollgestempelt
- 5 Jahre Teilnahme auf Schloss Ippenburg mit unserem Matrioschka-Stand
- 6 Teilnahmen an Russischen Jugendtagen



- Etwa 10 x Theater besucht, meist Ballett, allermeist Tschaikowski
- 15 Aktenordner Briefe abgeheftet
- 17 Jahre partnerschaftliche Zusammenarbeit mit dem Wolga-Bistum St. Clemens

- Duzende Polizeikontrollen erlebt
- Mehr als 20 Operationen finanziert
- Mehr als 30 Klosterbauer-Einsätze vorbereitet und koordiniert

- 49 Freiwillige für jeweils ein Jahr nach Russland gesendet
- 52 Tage das Russische Café auf der Osnabrücker Maiwoche aufgehabt
- 68 Russland-Ordner im Email-Programm

- Über 70 Russland-Reisen in 20 Jahren
- Etwa 80 Ehrenamtliche aktuell aktiv
- 100 plus X Nachtzugfahrten

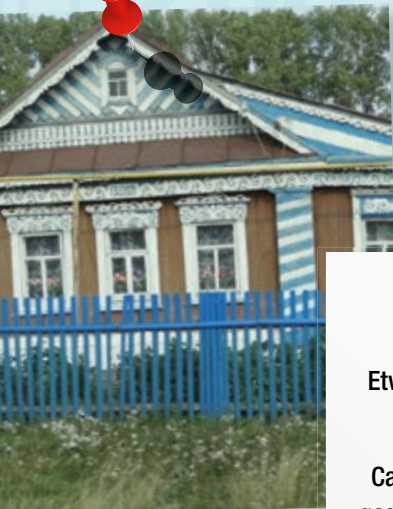




200 plus X Blinis (russische Pfannkuchen) gegessen
456 Blog-Einträge geschrieben
477 Kühe verschenkt

Mehr als **600** Tage Russlandaufenthalt
100 te von SMS und Emails mit Bischof Pickel geschrieben
1.000 plus X Kilogramm Restdevisen mit Ehrenamtlichen sortiert

1.000 de Becher schwarzen Tee getrunken
10.000 de an Portionen Suppe für Bedürftige und Obdachlose austeilen lassen
10.000 de am Kleidungsstücken von der Kleiderkammergruppe verkauft



Etwa **25.000** Fotos geschossen
Ca. **44.000** KUH-Hefte gedruckt, versandt und verteilt
Etwa **350.000** Kilometer zurückgelegt



Bei **1.000.000** Sterne, Aktion des Deutschen Caritasverbandes zugunsten unserer Kinderzentren mitgemacht
Fast **5.000.000** Euro an Spendengelder eingeworben und 100 % davon weitergeleitet





Wir über uns

Seit über 15 Jahren hat es sich die Russlandhilfe „Eine Kuh für Marx“ zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren

- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!



Das Team von „Eine Kuh für Marx“: Ottmar Steffan und Sabine Hahn.

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortliche:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
 osteffan@caritas-os.de
 Sabine Hahn, 0541/34978-167
 shahn@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Ottmar Steffan.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
 Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
 DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
 NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
 Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postleitzahlenangaben)

IBAN
 D E 08

Datum Unterschrift(en)

BUNDES 113 377 000

